

# VON MENSCH

Angeblich soll er ja eine aussterbende Sprachgattung sein, demnach nichts anderes als „Denkmalpflege“ – und keine selbstverständliche Äußerungsform. Widerspruch! Dialekt als „Sprache der Nähe“ lebt, im Radio. Eine These, die nicht nur Professor Dr. Hermann Bausinger, Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft, Tübingen („Dialekt im Rundfunk“), vertritt – in den SWF-Hörfunkprogrammen läßt sich derartiges tagtäglich hören: ob bei SWF 3-„Typen“ wie Penibel, Chibulsky, Kubicke und Pipenbrink, bei „Gustav“ im „Radiotreff regional“ aus Freiburg oder im Dialekthörspiel, dem Lieblingskind von Dr. Thomas Vogel (Tübingen) und Thomas Lehner (Freiburg). Was denen ihr „Uhl“, ist den Kollegen auf der anderen Rheinseite in Kaiserslautern und Mainz natürlich „ihr echt pälzisch Sprooch“. Es lebe der Unterschied, und sei er noch so klein!

gro

## DIALEKT ALS SPRACHE DER NÄHE

Szene in einem Amt: Der Angestellte am Schalter huldigt dem, was man merkwürdigerweise „Dienst nach Vorschrift“ nennt, obwohl in den Vorschriften nichts von Arroganz und Langsamkeit steht. Vor dem Schalter bildet sich eine lange Warteschlange. Eine Frau in der Schlange sagt, nicht sehr laut, sie habe ihre Zeit schließlich auch nicht gestohlen. Der Mann hinter ihr pflichtet ihr, schon etwas lauter, bei: „Descht a Granatasauerei“, sagt er. Die Frau dreht sich nur einen kurzen Moment um; er merkt, daß ihr seine Unterstützung nur halb willkommen ist. Er registriert, daß die Frau – so könnte man es vielleicht ausdrücken – eine Dame ist, und er zieht die Konsequenz: er schaltet sprachlich in einen anderen Gang. „Des isch net in Ordnung“, sagt er, und dann im reinsten Hochdeutsch, dessen er fähig ist: „Schließlich leben die von unseren Steuergeldern“.

Was hier abläuft, ist ein Vorgang, den sich die Sprechenden zwar selten bewußt machen, der aber für die mündliche Kommunikation charakteristisch ist. Jede Äußerung wird, selbst wenn sie keine Gegenrede provoziert, beantwor-

tet: mit Signalen der Zustimmung oder der Mißbilligung, mit Interesse oder Desinteresse, und diese Rückmeldung bestimmt nicht nur, was in der Folge gesagt wird, sondern auch, wie es gesagt wird. Dies betrifft auch den Dialektgebrauch. Wer über eine gewisse sprachliche Sensibilität verfügt (und die gibt es nicht nur bei feinsinnigen Ästheten!), orientiert sich in seiner Sprachlage an der jeweiligen Situation.

Im Rundfunk ist dies anders. Das Publikum ist in den meisten Fällen unsichtbar, es sitzt vor dem Radiogerät oder vor dem Bildschirm. Präsent sind die Techniker und Regisseure, aber auch sie haben das Publikum nicht vor sich. Präziser: sie haben es, ebenso wie Sprecherin oder Sprecher, nur im Geiste vor sich, und nach dieser Vorstellung richtet sich die Entscheidung, auf welchem Sprachniveau angesetzt wird. Wenn also Dialekt gesprochen wird, zielt dies auf Erwartungen des Publikums, spekuliert zumindest auf – neudeutsch gesagt – Akzeptanz. Es ist allerdings nicht nur Spekulation. Eine Rückkoppelung gibt es auch hier, nur ist sie weniger direkt; sie besteht aus Einschaltquoten und Hörerbriefen, die in der Regel auf ein freundliches Echo schließen lassen.

Über die Funktion des Dialektgebrauchs in

„DESCHT A GRANATASAUEREI!“



den Funkmedien ist damit aber noch nichts gesagt. Was bedeutet es, wenn ein Reporter in Interviews mundartliche Antworten hervorlockt und diese den Hörerinnen und Hörern vorführt? Welche Absicht verfolgt ein Berichterstatter, der in einer regionalen Sendung selber Dialektpassagen einschleibt? Was bedeutet es, wenn der Moderator einer Sportsendung zwar nicht im Dialekt spricht, aber doch an der Einfärbung seiner Sprache erkennen läßt, wo er herkommt? Und was heißt es schließlich, wenn im Mundarthörspiel durchgängig Dialekt gesprochen wird?

Nach einer weit verbreiteten Meinung repräsentieren die Dialekte eine aussterbende Sprachgattung – demnach wäre der Gebrauch des Dialekts eine

Art Denkmalpflege. Auch einzelne Rundfunksprecherinnen und -sprecher scheinen dies zu glauben; sie bedienen sich der Mundart nicht als einer selbstverständlichen Äußerungsform, sondern präsentieren sie wie ein archaisches Relikt. Nun ist es sicher nicht ganz unbegründet, wenn ein Rückgang der Mundarten unterstellt wird: Insgesamt wird weniger Dialekt gesprochen als früher; es gibt immer mehr „zweisprachige“ Menschen, die sich in bestimmten Situationen vom Dialekt entfernen; und solche Situationen, in denen Hochdeutsch oder doch eine Annäherung ans Hochdeutsche gefordert ist, sind häufiger geworden. Aber vom Ende des Dialekts kann keine Rede sein. In Tübingen übernahm vor einiger Zeit ein französischer Ger-



Hermann Bausinger.

# ZUMENSCHE

## Dialekt im Radioprogramm des SWF



manistikstudent einen Ferienjob bei der Post, um seine Deutschkenntnisse zu verbessern – am Ende stellte er enttäuscht fest, daß niemand von den Arbeitskolleginnen und -kollegen Deutsch mit ihm gesprochen habe. So fest ist der Dialekt, in diesem Fall das Schwäbische, im Alltag verankert.

Ist der Rundfunkdialekt also in erster Linie Echo der wirklichen Sprache, eine bestätigende Spiegelung der tatsächlichen Sprachsituation? Er kann das sein. Wenn im Hörspiel mit der Mundart operiert wird, dann vermittelt dies den einheimischen Hörern den Eindruck, es handle sich um ihre eigene Welt. Dieses Verständnis wird dadurch erleichtert, daß die Dialektpoesie – und damit auch das mundartliche Hörspiel – in den beiden

letzten Jahrzehnten ihre Perspektive erweitert und neue Szenarien erschlossen hat. Während früher die Mundart fast nur als die Sprache des Dorfes poetisch verwertet wurde, führt sie heute auch in städtische und überhaupt in moderne Zusammenhänge: auch Szenen aus dem Krankenhaus, aus dem Touristenzentrum, aus dem Fitneß-Studio können im Dialekt vorgeführt werden. Der Dialekt ist dabei auch ein Mittel zur Nuancierung, zur Charakterisierung sozialer Unterschiede. Es gibt ja doch breiten und weniger breiten, ganz elementaren und sehr gehobenen Dialekt, und die jeweilige Abstufung kann sowohl auf den Grad innerer Beteiligung, also auf die psychische Befindlichkeit, als auch die Verortung im sozialen Gefüge verweisen.

Aber dieses realistische Moment, der Wiedererkennungseffekt, der mit der Verwendung des Dialekts verbunden ist, stellt nicht die einzige Funktion dar. Der Dialekt erhält in den Funkmedien seinen besonderen Stellenwert zunächst einmal durch die Tatsache, daß das Normale die Verwendung der Schriftsprache ist. Sie ist es schon deshalb, weil sich der Rundfunk im allgemeinen an ein überregionales Publikum wendet; und selbst bei geringen Reichweiten ist zu bedenken, daß beileibe nicht alle Leute im Verbreitungsgebiet die Mundart beherrschen oder auch nur verstehen. Von den Lobrednern der Mundart wird oft gesagt, das Hochdeutsche grenze aus. Dies kann der Fall sein, aber natürlich grenzt auch die Mundart aus – alle diejenigen, die sie nicht verstehen und denen so das Gefühl vermittelt wird, daß sie nicht dazugehören.

Wenn aber in einer ganz überwiegend durch die Hochsprache geprägten Umgebung ausnahmsweise der Dialekt verwendet wird, ist dies ein Verfremdungseffekt, ein Signal. Im Jahr 1950 hielt Theodor Heuss eine Rede vor den in Frankfurt versammelten deutschen Turnern, in der er die berühmte Bemerkung machte, es gebe keinen bürgerlichen Handstand und keinen proletarischen Klimmzug, es sei Wurscht, wer das mache. Wurscht, sagte er, und so hielt er es auch in der schriftlichen Fassung fest. Ein winziges Signal der Bodenständigkeit; die Botschaft hieß: hier spricht einer, der nicht über den Dingen schwebt, sondern der damit genauso handfest umgeht wie ihr ...

Auch im Funk geht es oft in erster Linie um diese Signalwirkung. Hier, wo so viel glattgescheuertes, für den alsbaldigen Konsum bestimmtes Sprachmaterial umgesetzt wird, kann der Dialekt widerspenstig und beständig wirken. Für manche Hörerinnen und Hörer – oft gerade für diejenigen, die sich in ihrer eigenen Sprachrealität weit vom Dialekt entfernt haben – ist die Begegnung mit mundartlichen Partien in ungewohnter Umge-

bung eine Art sprachlicher Frischzellentherapie. Und Sprecher, die durch ihre korrekt hochdeutsche Sprechweise doch den regionalen Klang durchschimmern lassen, geben damit zu erkennen, daß sie sich nicht ganz haben vereinnahmen lassen durch die normierte und nivellierende Einheitssprache.

Weil es vornehmlich um diese Signalwirkung geht, wird oft auch gar nicht der Versuch gemacht, eine Mundart genau zu realisieren. Willy Reichert sprach ein Bühnenschwäbisch, das es in der Alltagsrealität nirgends gab; insbesondere das weit offen gesprochene ei ließ erkennen, daß es sich um eine Kunstsprache handelte – aber das Signal hieß: Hier wird ein Urschwabe vorgeführt, und das Signal funktionierte. Auch Matthias Richling spricht nicht Schwäbisch, sondern eine aus verschiedenen Mundart- und Slangelementen zusammengesetzte Blödelssprache, die aber als Schwäbisch akzeptiert wird – und dies nicht einmal nur von Nichtschwaben. Dabei ist Selbstironie, ja fast schon Masochismus mit im Spiel; aber selbst hier fungiert der (Nicht-)Dialekt als Signal einer Eigenwilligkeit, die sich nicht glattbügeln läßt und für welche die Einheitssprache eben nicht nur ein übergreifendes Verständigungsmittel, sondern auch ein Stück Zwangsuniformierung darstellt.

Es gibt Zukunftsforscher, die der deutschen Hochsprache keine günstige Prognose stellen: weil sie für die zunehmende internationale Kommunikation nicht ausreicht und weil sie in vielen Bereichen durch eine neutrale Computer- und Piktogrammsprache abgelöst wird. Vermutlich ist dies eine Unterschätzung des Nationalen und eine Überschätzung der neuen, digitalisierten Sprachwelten. Die Mundart wird jedenfalls durch die technisch-ökonomischen Entwicklungen nicht verdrängt werden. Sie wird sich behaupten als Sprache der Nähe – im Alltag, aber ein wenig auch in den elektronischen Medien der Ferne.

Hermann Bausinger 7